



## **Gelassen versteckt**

Essay

*Christina Griebel*

*„Ein Land, wo einer, der ‚ich‘ sagt, schleunig in die Erde versinkt.“*

*Elias Canetti*

Was, wenn einer nicht gesehen wird? Was, wenn einer nicht sieht? Was, wenn einer nicht gehört wird? Was, wenn einer nicht hört? Was, wenn einer nicht gerochen wird? (Ich glaube, das wäre in Ordnung.) Was, wenn einer nicht riecht? Was, wenn einer nicht schmeckt? (Jetzt sind es beide!) Was, wenn jemand nicht fassbar ist? Was, wenn einer nicht fasst?

Unsere Teilnahme an der Welt erfolgt über die Sinne, und das, was wir von uns geben, passiert die Sinne anderer. Es gibt ein Objekt der Wahrnehmung, ein Wahrnehmungsorgan sowie einen Wahrnehmenden. Umgekehrt gibt es vielleicht einen, der wahrgenommen werden will, das, was er unternimmt, um wahrgenommen zu werden, und einen, der auf diesen Reiz reagiert.

Es gibt Menschen, die nachsetzen, wenn sie sich nicht wahrgenommen fühlen. Manche tragen einen Pappbecher mit Münzen vor sich her. Einige davon haben vorher musiziert oder einen Wortbeitrag geleistet. Es kommt vor, dass man es persönlich nimmt, wenn man nicht in dem Maße wahrgenommen wird, wie man sich das wünscht, ganz gleich, ob man musiziert, gesprochen, geschrieben, gemalt oder geniest hat. (Augenblicklich schlüpfe ich gnädig in ein *man*, das ich nicht sein will.) Solche werden dann lauter, halten einem etwas vor Nase und Augen, auch größere Buchstaben, unruhigere Bilder, bewegen sich auffälliger, es könnte zur Berührung kommen, physisch oder mental. Wenn ein Mensch zu nahe kommt, riechen wir ihn; allein der Geschmack bleibt im Allgemeinen außen vor (es sei denn, er bildet sich ohne Kontakt in unserem Mund).

Was, wenn wir es lassen? Nicht gesehen, gehört, gerochen, berührt werden wollen? Wäre dieses Lassen ein Sich-Verstecken? Was tut man nicht alles dafür? Ist es dann noch ein Lassen? Sich zu verstecken bedeutet, die eigenen Sinneskanäle gut zu kennen und die der anderen bewusst zu unterlaufen. Das geht nicht ohne ein aktives Tun: Wahrnehmung – die der anderen, ausgehend von der eigenen – wird beobachtet, Muster und Gewohnheiten

werden analysiert, damit sie umgangen oder unterwandert werden können. Dem Versteck ist somit eine produktive Verbindung aus empathischer Beobachtung, Schlussfolgerung und Innovation eigen.

Im Tun mag es gehen. Jeder kann sich vorstellen, was dabei geschieht. Doch im Lassen? Die Gefahr, entdeckt zu werden, wäre dann nicht einkalkuliert.

Und im Sagen, im Schreiben? Was, wenn einer – einen Augenblick. Ich fragte mich, ob ich eine\*r schreiben, geschmeidig zwischen den Geschlechtern wechseln oder eine Fußnote setzen soll, die kenntlich macht, dass ich daran gedacht habe. An alle. Die Frage funktionierte nicht ohne Aktiv- oder Passivkonstruktion. Einem passiert etwas oder er tut es; zumindest grammatikalisch kommen wir an diesem Einen nicht vorbei. Ich wählte das Zahlwort, erwog aber auch, ihn *jemand* zu nennen; etymologisch ist über *-mand* wieder der Mann gedacht und die Frau bedarf einer Fußnote. Oder *Niemanden* sehen, hören, riechen, fühlen, schmecken zu lassen. Dann ist klar, dass es alle betrifft (niemand bestimmten) und der jeweiligen Aktivität in einer dezenten Verneinungsform gedacht wird, damit man sich besser darauf konzentriert. Wenn niemand riecht, müssen wir nichts tun (und sollen vielleicht darüber nachdenken, was das bedeutet). In der Sprache, die uns formt, in der wir denken und in der wir Gedanken formulieren, ist das Lassen nicht mitgedacht. Wenn einer nichts tut, so glauben wir, *passiert* ihm etwas.

*Ich glaube* (das wäre in Ordnung). Sich eine persönliche Einschätzung zu verkneifen, ist nicht leicht, dieses Wollen (ein Wahrgenommenwerdenwollen) ist schneller als der Gedanke, der in Worte gefasst werden soll, da ist eine Instanz, die sich abheben, abgrenzen oder Gemeinnsinn herstellen will, wir stimmen zu, ihr stimmt zu, Sie stimmen zu, riechen, das geht zu nah, die Geschmäcker sind verschieden, die Gerüche erst recht, zumal sie deutlich unter die Haut gehen, und weil es nicht höflich war oder ist, zu sagen, dass etwas stinkt, geben wir dem Geruch eine Tendenz bei, die das Missfallen des vom Geruch einer Sache oder eines Menschen Betroffenen wahrscheinlicher macht als das Wohlgefühl. *Ich glaube*, ein *ich* wollte die Lesenden auf meiner Seite haben.

Unserer und wir: Wenn man eine Aussage, die man für annähernd allgemeingültig hält, etwas persönlicher gestalten will, macht man (ist hier eine gendernde Fußnote nötig?) es häufig durch eine Pluralkonstruktion, die alle einschließt, ich und du-ich und er-ich, wir sind wir (und tatsächlich hat mein linker Zeigefinger gerade versehentlich ein bayrisches *mir* getippt, für das *wir* hätte der linke Ringfinger ansetzen müssen, und könnte es sein, dass diese regionale Eigenheit tatsächlich aus einem noch ausgeprägteren Selbstbewusstsein rührt (nicht meinem, ich denke mich nur hinein: das, was das *wir* mit mir macht, macht mich so stark, dass mein *mir* für das *wir* gilt, das sich auf *Bier* reimt?) oder lässt sich diese im Grunde recht einfache Feststellung nicht ohne Fußballverein denken? – Und endlich war es

einmal nicht ich, die etwas geschrieben und gelöscht hat, das waren nur die Finger auf den Tasten, aber versehentlich. Wessen Augen haben sich versehen? Die Finger waren schneller.

Ohne die erste, zweite, dritte Person Singular oder Plural kommen wir nicht aus – es muss geklärt sein, von wem die Rede ist. Wenn wir sagen, was wir denken, sagen wir es *persönlich*. Im Schreiben des Ausgedachten ist es möglich, aus der ersten Person, die wahrnahm und dachte, in eine dritte zu schlüpfen, die da angeblich wahrnimmt und denkt, die einiges unternimmt und der manches widerfährt. Manche wählen dieses Versteck. Durchschaubar.

„Weißt du, was ich daran mag, ist, dass es so unauffällig daherkommt.“ Vor einigen Tagen sprach ich mit meinem Lehrer; es ging um einen Text, doch er sagte es, nicht *er*. „Ja, das Unauffällige braucht einen langen Atem. Mit Zwanzig brodelt noch zu viel, da schnauft und keucht man eher, man hyperventilert, mit Einunddreißigeinhalb immer noch.“ Mein Lehrer ist über Achtzig. – „Die besten Bilder sind die, die ich wegschmeißen kann,“ sagte er. „Zum Abfall? Also wenn sie dir nichts mehr wert sind und auch sonst niemandem etwas wert sein brauchen?“ – „Wenn sie mich wegschmeißen. Das Bild muss mich rausschmeißen.“ – „Also wer jetzt wen?“ – „Beide. Wenn ich nicht mehr drin bin.“ – „In Bildern sehe ich’s vor mir. Wenn man kein Wollen mehr sieht. In der Sprache ist das hoffnungslos – versuche einmal, einen Satz ohne ein Subjekt zu bilden, das mit diesem Satz irgendwohin will. Einen Satz ohne ein Ich.“ – „Streichs raus“, sprach mein Lehrer, der in einigen Belangen ein Meister sein mag. „Streich alle *ich* raus. (Hat er *ichs* gesagt? *lche* hat er nicht gesagt.) Mach es. Das macht etwas. Es sich einfach nur denken reicht nicht.“ – „Ich wollte jetzt eigentlich in den Wald gehen...“ – „Streichs raus.“

Im Tun mag es möglich sein. Natürlich kann ich mir einen Text vornehmen, einen eigenen oder einen andere, und alle *ich* herausstreichen (indes: ein *ich* und seine besonderen Fähigkeiten herausstreichen bedeutet umgangssprachlich das Gegenteil), aber das ist ja nur der Anfang. Ich muss ja auch alles streichen, was auf Genus, Tempus, Modus hindeutet, weil es immer jemanden geben muss, der etwas tut, sich raumzeitlich verortet und dabei wahrgenommen wird, viel wird nicht übrig bleiben, und die Materialität der Streichung wird die ästhetischen Aufgaben übernehmen, die vorher der Text für den sechsten und siebten Sinn (das innere Auge, das innere Ohr usw.) tragen konnte. Er hat nicht *löschen* gesagt, vielleicht, weil er ein Maler ist. Lösche ich aus der Datei, bleibt nicht einmal die Schönheit der Streichung, bleibt allein

Was, wenn nicht?<sup>1</sup> Was, wenn nicht? Was, wenn nicht? Was, wenn nicht? Was, wenn nicht? (in Ordnung.) Was, wenn nicht? Was, wenn nicht? Was, wenn nicht fassbar? Was, wenn nicht?,

und selbst das Fassbare ist grenzwertig, fassbar für wen oder was, und auch das Fragezeichen dürfte zu viel sein, wer fragt? Gleichwohl ein Löschen des Fragezeichens immer noch die Syntax der Frage und somit die Frage nach dem Fragenden stehen ließe.

„Im Deutschen kann man dem Subjekt nicht *entkommen*“<sup>2</sup>, schreibt Byung-Chul Han in einem Versuch über West und Fernost. – Kann es sich dann wenigstens verstecken, wenn es das möchte? Etwas an den falschen, an einen ungewohnten Ort zu stecken – zu verstecken – bedeutet, wie erwähnt, die Sinne bewusst zu unterlaufen. In diesem Fall den (ich nannte ihn so:) sechsten, siebten, achten, neunten und zehnten; das innere Auge, das innere Ohr, seltener die innere Nase, die imaginierten Geschmacksrezeptoren und etwas häufiger vielleicht den vorgestellten Tastsinn – wessen? Der da schreibt oder der da liest? Die eigenen oder jene des Anderen? Unterlaufen hieße gerade *nicht* ignorieren (es dürfte genügend Texte geben, die dies mit oder ohne Absicht tun (à propos Absicht – von allem anderen absehen, nichts mehr sehen, um das eine, die eigene Vorstellung durchzusetzen?)), und Byung-Chul Han wählt ein Beispiel aus seiner Muttersprache: Im Koreanischen sage man, ein Gedanke habe sich eingenistet,<sup>3</sup> nicht etwa, man habe ihn gehabt, gefasst oder aktiv gedacht; andererseits sei er aber auch niemandem *passiert*. Die subjektlose Wendung ist unübersetzbar.

Wäre das Verstecken ein gangbarer Umweg für jene, deren Sprachen ohne Subjekt nicht auskommen? *Jemanden* oder *etwas* kann man aktiv verstecken: in der Narration, die sich entfaltet und mit Blick auf einen Anderen schreibt. Mit der Zeit, die jener zur Teilhabe braucht, mit seinem Gewahrsein, seiner Ablenkbarkeit lässt sich kalkulieren, es ist schwierig, aber machbar, vom *entwendeten Brief* des Edgar Allan Poe über den Nagel des Anton Tschechow (manche sagen, der Nagel sei eine Pistole) bis hinein in jeden Krimi: Vielleicht schaltet die Leistung, sich in den Leser zu versetzen (was weiß er, was wurde seinen inneren Sinnen dargeboten, was kann er sich denken), sogar vorübergehend jene Instanz aus, die sich sonst doch selbst verraten hätte? *Jemanden* oder *etwas*, ja. Eine Täterperson, einen Hinweis, einen Gegenstand. Und wie? Poe und Lacan: im Offensichtlichen, im Blick des Anderen. Man muss nur genügend weitere Dinge oder Personen darum herum verteilen, dann ist das, die, der Versteckte ein Ding wie jedes andere, eine Person wie jede andere. Aber es wäre ein aktives Versteckspiel, kein Lassen.

---

<sup>1</sup> Dies ist der erste Absatz mit den entsprechenden Löschungen.

<sup>2</sup> Han: Abwesen, S. 124.

<sup>3</sup> Han: Abwesen, S. 120.

„Jeder kann malen“, sagte mein Lehrer. „So musst du es machen. Wie jeder. Dann bist du weg, dann bist du draußen, dann schmeißt es dich raus und du kannst es wegschmeißen. Wenn ich Keramik gemacht habe, habe ich versucht, sie so zu machen wie der letzte Bauer, wie ein – (es fehlte ihm das Wort).

Im Tun kann es gehen? Schlüpf in seine Hände.

Vor kurzem sah ich zum ersten Mal mit offenen Augen Keramiken des japanischen Tee-Weges. Einige dieser Schalen wirken klobig, krumm und derb, wie aus den Händen eines – hätte er Tölpel sagen wollen, mein Lehrer, Bauerntölpel? Wenig später sah ich Schalen, die dem merkwürdig nahe kamen, für eine Spende von zwei bis zehn Euro auf einem Brett vor einem Laden in meiner Straße, der Laden ist neu und kein Laden, vielmehr eine Werkstatt, in der jeder töpfern kann. Die Sachen werden gebrannt, glasiert, und was da auslag, waren misstratene Schalen, die niemand mehr als „von mir“ ansehen wollte, die mehr oder weniger *absichtlich* vergessen wurden, nicht abgeholt, aus den Augen, aus dem Sinn, weggeschmissen, ohne dass ein Schmeißen nötig war – und die ihren Töpfer weggeschmissen haben: Gerahmt durch den freiwillig zu bestimmenden Preis sollte ihnen in der Wertschätzung Unbekannter eine Existenz ermöglicht werden.

Vielleicht findet es sich hier, das, was ich suche und in einer subjektabhängigen Sprache nicht sagen kann? Ich denke, das kann sich jeder vorstellen: ein Vergessen, ein Lassen, eine Schale, die jeder gemacht hat. Niemand.

Ich las ein Buch über Jan Kollwitz<sup>4</sup> (den Urenkel der Käthe), der sich als gelernter Töpfer nach Japan aufmachte, um sein Handwerk von einem Meister der alten Öfen noch einmal zu lernen. Er drehte Tausende von Schalen, die er nicht wieder sah. Der Meister sumpfte sie nachts stillschweigend ein. Kollwitz drehte sie nach der Außenform, die er dem Meister abschaute, so hatte er es bei Horst Kerstan gelernt: Das Auge nimmt eine Kontur auf, die Hand formt sie nach. Doch die Schalen seines japanischen Meisters hatten etwas, was das Auge nicht sah. Sie kamen der nach ihnen fassenden Hand entgegen, nahmen ihre Bewegung mit und schwangen mit überraschender Leichtigkeit den Lippen entgegen, die sie berühren würden, von ihr berührt werden würden im Ereignis einer auf alle Sinne hin kunstvoll ausgerichteten Tee-Zeremonie.<sup>5</sup> Wir formen das Nichts, das darinnen ist, sprach der Meister nach Monaten, als er spürte, dass Kollwitz es endlich spürte.

Schlüpf in seine Hände; es dauert noch viele Jahre. Mit fünfzig, so sagen die Meister der alten Öfen, ist ein Töpfer allmählich reif genug, *chavan*<sup>6</sup> zu formen, nun mag der Geist

---

<sup>4</sup> Peters / Wrage: Japan beginnt an der Ostsee. Die Keramik des Jan Kollwitz, Berlin 2017

<sup>5</sup> Ehmcke: Der japanische Tee-Weg

<sup>6</sup> Schalen für die Teezeremonie

allmählich ruhig genug sein, das Unauffällige zu schaffen, das Abwesende, die eigene Abwesenheit: Was kann ich alles weglassen? Was alles kann *ich* weglassen?

Im Tun mag es gehen. Und im Schreiben? Nur, wenn das Schreiben ein Tun wird, das jeder kann. Oder nicht einmal *kann*?

Die Texte der Gertrude Stein wurden von zahlreichen Verlegern abgelehnt. Diese Frau, Harvard-Absolventin ohne Abschluss, sei der Grammatik und insbesondere der Interpunktion nicht mächtig. In diesem Sinne ließ sie ihrem späten Bestseller *Die Autobiographie der Alice B. Toklas*,<sup>7</sup> die für jeden erkennbar ihre eigene ist, ihre eigene Autobiographie als *Jedermanns Autobiographie*<sup>8</sup> folgen. Beide sind reichlich gespickt mit dem Personalpronomen *ich* und mit Namen von berühmten Personen, die dieses Ich aufwerten. Es kann zumindest in diesen beiden Texten nicht ernsthaft darum gehen, dass hier jemand nicht wahrgenommen werden wollte.

Die menschliche Natur hat eine Erinnerung und ein Publikum, denkt und schreibt Gertrude Stein. Solange ich erzähle, bin ich in einem Diskurs mit anderen, und mein soziales Selbst entfaltet sich. Das ist die menschliche Natur. Sie hat eine Erinnerung und ein Publikum.<sup>9</sup> Sie sieht sich selbst und wird gesehen, aktiv und passiv, sie nimmt sich wichtig und lässt sich bisweilen gehen. – Ich lasse mich gehen, dachte ich gestern, als ich, einen See in einem Wald umrundend, immer wieder in die gleichen unerfreulichen Gedanken zurückfiel. Mein Plan war gewesen, eine Andere zu sein, wenn ich den Ausgangspunkt wieder erreiche, doch er rückte näher und näher, ohne dass etwas Nennenswertes mit meinen Gedanken passiert wäre. *Ich* lasse *mich* gehen, ein (im freudschen Sinne) starkes Ich, auch im Steinschen Sinn der Geist, *lässt* ein selbstbezügliches (Reflexivpronomen) *mich* gehen, kein Wunder, dass nichts Neues dabei herauskommt. – Friedrich Schiller machte aus jemandem, der ohne zeitliche oder räumliche Über- und Außensicht in seine Empfindungen verstrickt ist, hingegen einen *Selbstlosen*,

„Die Sprache hat für diesen Zustand der Selbstlosigkeit unter der Herrschaft der Empfindung den sehr treffenden Ausdruck: *außer sich sein*, das heißt, außer seinem Ich sein. Obgleich diese Redensart nur da statt findet, wo die Empfindung zum

Affekt und dieser Zustand durch seine längere Dauer mehr bemerkbar wird, so ist doch Jeder außer sich, solange

er nur empfindet“<sup>10</sup>,

---

<sup>7</sup> Stein, Gertrude: Autobiographie von Alice B. Toklas

<sup>8</sup> Stein, Gertrude: Jedermanns Autobiographie

<sup>9</sup> Stein: Die geographische Geschichte von Amerika, S. 7

<sup>10</sup> Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. Zwölfter Brief

und wir können uns dazu ruhig ein Ich vorstellen, das ähnlich einem Hundehalter hinter dem mal schnüffelnden, mal tobenden Gefährten mit der klimpernden Steuermarke am Halsband rund um den gleichen See geht und, sollte es (sich) dieser Konstellation gewahr werden, beginnt, für beide *mitzudenken*. Und so fordert Schiller als Gegenmittel:

„Von diesem Zustande zur Besonnenheit zurückkehren, nennt man ebenso richtig: *in sich gehen*, das heißt, in sein Ich zurückkehren, seine Person wieder herstellen.“<sup>11</sup>

Das wären dann zwei, die wieder eins werden. Hier endet das Bild vom Hundehalter, und die Pudelbesitzerin Stein schreibt: „Autobiographie I. Als ich noch eins war [...]. Als ich dies eine war, sagte ich wenn ich schaute dass ich nicht sah was ich sah. Das kann jedem passieren“<sup>12</sup>,

*jedem* und *passieren*; nähern wir uns endlich einer Formel, die den *Maler-wie-jeder* und der Schreiberin von *Jedermanns Autobiographie* auf einen Nenner bringt und aus der sich ein gelassenes Versteck des wollenden Subjekts im Satz ableiten ließe? Im Tun mag es gehen, und in der Tat bietet Stein eine solche in der Form des Geistes des Menschen (sie schreibt nicht: des menschlichen Geistes) an: Dieser Geist schreibt und geht darin auf. Wenn es der Narration gelingt, dass ich mich und andere und die Zeit vergesse, dann kann ich ohne Identität existieren. [Nicht Un] Endlich ohne Zeit kann [nicht] ich mich einer Nicht-ICH-Situation stellen. „Und Schreiben das heißt der Geist des Menschen besteht nicht aus Mitteilungen er besteht nur aus dem Niederschreiben [...]“<sup>13</sup> das ihn spielerisch hervorbringt. Es ist ein Vermögen, lustvoll zu spielen, schreibt sie, und wir dürfen uns fragen, ob sie Schillers Idee der Synthese im Spiel verinnerlicht hat.<sup>14</sup>

Byung Chul Han würde aus diesem geglückten Sich-Vergessen im Schreiben, das (für Stein als Schiller-Leserin) ein Spiel ist, ein *Entkommnis* oder *Abwesen* machen: „Entkommnis und Abwesen stellen ein Geschehen dar, das einfach da ist, ohne dass ich es merke, ohne dass ich es eigens bewillige, ohne dass ich es ausdrücklich erleide, d. h. jenseits von Subjekt und Objekt, jenseits von Aktivität und Passivität. Auch das Schreiben ist dann kein Akt mehr, sondern ein subjektloses Geschehen. Ohne mein Wissen, ohne meine Absicht vollzieht es sich wie von selbst.“<sup>15</sup>

Ist es ein Zufall, dass der Philosoph, der zwei Sprachen spricht und schreibt, eine, die das Subjekt offen lassen kann (Koreanisch) und eine, die ihm nicht entkommt (Deutsch), an

<sup>11</sup> Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. Zwölfter Brief

<sup>12</sup> Stein: Die geographische Geschichte von Amerika, S. 117

<sup>13</sup> [...] oder aus Ereignissen er besteht nur aus dem Niederschreiben dessen was schon geschrieben ist und hat deshalb keine Beziehung zur menschlichen Natur.“ Stein: Die geographische Geschichte von Amerika, S. 65

<sup>14</sup> „Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also *lebende Gestalt* heißen können; ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen und, mit *einem* Worte, dem, was man in weitester Bedeutung *Schönheit* nennt, zur Bezeichnung dient.“ Schiller: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefe. Fünfzehnter Brief

<sup>15</sup> Han: Abwesen, S. 124

seinem deutschen Wohnsitz nach einem Versteck suchte? Und es in einem Garten fand,<sup>16</sup> einem geheimen Garten, wie er ihn selbst nennt, irgendwo zwischen Schlachtensee, Nikolassee und Wannsee, und in dem er lernte, in der Erde zu graben, zu säen, zu jäten, zu pflanzen, zu wässern, zu ernten, es sollte ein Garten sein, der auch im Winter blüht, ein Garten, der ein Tun forderte, kein Sprechen, kein Schreiben. Von dort sah ich ihn kommen, vor einiger Zeit, in meinen Augen *muss* er von dort gekommen sein, zerzaustes Haar, Erde an den Kleidern, zerknülltes Papier im Fahrradkorb und irgendwie hilflos vor dem so großen wie kleinteiligen Stadtplan hinter Glas an einer U-Bahnstation, die mit der Wannseebahn verknüpft ist.

## Literatur

Ehmcke, Franziska: Der japanische Tee-Weg. Bewusstseins- und Gesamtkunstwerk. Köln 1991

Han, Byung Chul: Lob der Erde: Eine Reise in den Garten. Berlin 2018

Han, Byung-Chul: Abwesen. Zur Kultur und Philosophie des Fernen Ostens. Berlin 2007

Peters, Christoph / Wrage, Götz: Japan beginnt an der Ostsee. Die Keramik des Jan Kollwitz. Berlin 2017

Schiller, Friedrich: Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen. [http://gutenberg.spiegel.de/?id=5&xid=2397&kapitel=1#gb\\_found](http://gutenberg.spiegel.de/?id=5&xid=2397&kapitel=1#gb_found) [2. 7. 2019]

Stein, Gertrude: Autobiographie von Alice B. Toklas. Berlin 2005.

Stein, Gertrude: Die geographische Geschichte von Amerika oder Die Beziehung zwischen der menschlichen Natur und dem Geist des Menschen (1936), Frankfurt 1988.

Stein, Gertrude: Jedermanns Autobiographie, Frankfurt 1996.

---

<sup>16</sup> Han: Lob der Erde